



Alleröisches Blatt.

Nr. 46.

Samstag

den 14. November

1829.

Renn

Im Fenster.

Wenn's Nacht ist und die Sterne
 Still ihre Bahnen zieh'n,
 Da leg' ich mich so gerne
 In's offne Fenster hin,
 Und schau' oft stundenlange
 In's Leuchten himmelwärts,
 Mir wird dabei so bange,
 Und doch so wohl um's Herz.

Und wenn ich dann so denke,
 Und der vergang'nen Zeit
 Manch' stillen Seufzer schenke
 In meiner Einsamkeit,
 Da schwebt mit jedem Sterne
 Vorbei ein liebes Bild,
 Und grüßt aus seiner Ferne
 Mich gar so traut und mild.

Wie, lebt vielleicht dort oben
 Was mir die Erde nahm,
 Und hat sich mir erhoben,
 Weil's von den Sternen kam?
 Ja, ja, ich find' sie wieder,
 Die Bilder, lieb und schön,
 Sie seh'n ja auf mich nieder
 Von ihren lichten Höh'n.

H. Renn

Die Hochzeit auf der neuen Ansiedlung.

(Beschluß.)

Ein Blick sagte Robert, daß Marie verloren, daß keine Rettung denkbar sei. „Aber ich will sterben mit ihr! Marie, meine theuerste Marie!“ rief er, auf sie zuströmend. Sie entküllte ihr Haupt, machte eine Bewegung aufzustehen, rief: „Robert!“ und lag in seinen Armen. — „O Marie! müssen wir sterben?“ — „Wir müssen! wir müssen!“ sagte sie, voll Entsetzen auf das rollende Gebirge starrend. „Warum, warum kämst Du?“ Er antwortete nicht, sondern drückte sie, an den Felsen gelehnt, fester an die Brust, während sie, den Arm um seinen Nacken geschlungen, in einen Strom von Thränen ausbrach, und ihr Haupt an seinen Busen lehrend, schluchzte wie ein Kind. Er neigte sein Gesicht auf ihre kalte, nasse Wange und flehte um Erbarmen zu Gott. In diesem furchtbaren Augenblicke durchbebte die Herzen der Liebenden ein Gefühl wilder Freude bei dem Gedanken, daß sie nimmer getrennt werden sollten. Der Bergsturz kam näher; das ganze Gebirg zitterte, und der Boden bröhrnte wie bei einem Erdbeben. Ein Staub- und Steinregen verdunkelte die Luft, wie ein Wirbelwind fuhr es an ihnen vorüber, das Krachen und Brausen war schrecklicher als der lauteste Donner. Es mochte eine, es mochten zwanzig Minuten vergangen seyn — denn für die Liebenden gab es keine Zeit — da schaute endlich Robert in der Todtenstille, welche dem Aufruhr folgte, um sich und sah, daß der zerstörende Sturm vorüber war. Er war vorüber und hatte das Thal, weiter als das Auge reichte, mit Trümmern bedeckt. Granitmassen, ganze Wal-

der hatten sich mit dem Schutt des Gebirges ringsum hoch aufgehäuft, das Bett des Saks überschüttet, und der Zug des Bergsturzes bot ein furchtbares Schauspiel dar. Bloss ein kleines Plätzchen war verschont, und hier standen unverfehrt, geschümt von seiner Hand, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, in inniger Umarmung Robert und Marie, neben ihnen Mendowit, der krampfhaft seine Flinte haltend, wie ein Rasender um sich schaute. Unwillkürlich war er Robert nachgeeilt und so dem Tode entronnen. Die Mohawks lagen ohne Zweifel in dem Bergfall begraben, denn sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Die Männer machten für Marie eine Sänfte, sie trugen sie darauf bei Tag und Roberts Brust schützte sie bei Nacht, bis sie Dover erreichten.

Robert und Marie lebten lange und glücklich an den Ufern des Cochecho. Bei allen späteren Angriffen der Indianer auf Dover, blieben sie unangefochten, und ihre innige Zärtlichkeit, welche selbst das hohe Alter nicht schwächte, schrieb man oft den Gefahren zu, welche sie mit einander bestanden hatten. Mendowit hielt sich für seinen Antheil an dem Abenteuer reichlich besohnt. Außer einem gezogenen Gewehr, Pulver und einem Messer, besaß er die beiden Flinten der Mohawks, die er als Trophäen nach Dover gebracht hatte. Bis an das Ende seiner Tage erfreute er sich der Freundschaft und des Schutzes von Robert und Marie, und als er in jenen letzten kalten Schlummer fiel, der früher oder später die Augen Aller schließt, welche unter der Sonne wohnen, ließen sie ihn mit Ehren zur Erde bestatten, und ihre Thränen fielen bei dem Andenken an seine Freundschaft.

Die seltsame Meeresfahrt.

Während Lord Byron sich in Venedig aufhielt, machte er sehr gern Spazierfahrten auf dem Meere, und es fehlte einmal nicht viel, daß seine Leidenschaft für diese Unterhaltung, sowohl für ihn, wie für seine Begleiter sehr unglücklich ausfiel. Jedermann geizte nach der Ehre, ihn zu begleiten, und es gab keinen Gondelführer in ganz Venedig, und keinen Matrosen im adriatischen Meere, der den englischen Lord nicht gleichsam als seinen Cammeraden angesehen, und sich nicht einigem Wagnisse ausgesetzt hätte, um ihm zu dienen. Ganz besonders gefiel dem Lord Byron die Insel Sabioncello, in der Nähe von Ragusa, und er legte sich öfter in einer bios vierrudrigen Barke in Gesellschaft der Gräfinn Guicciotti, und zweier oder dreier seiner andern Freunde dahin. Er war dabei immer mit allen Schreiberfordernissen versehen, und die Gräfinn,

welche eine sehr gute Landschaftzeichnerin war, hatte ihr Zeichenbuch bei sich.

Es gibt, wie bekannt, verschiedene Inseln an der Küste von Dalmatien, und sie landeten oft an einer derselben, um sich zu erholen, um zu jagen oder zu fischen. Die Grossa minore ist ein nur kärglich mit Gras bedeckter Felsen, und nicht größer, als eine halbe italienische Meile lang, und beinahe eben so breit. Eines Morgens stiegen sie daselbst alle an's Land. Beinahe in der Mitte war eine überaus liebliche Quelle, umgeben von einigen Sträuchen, der einzigen Schutzwehre auf der ganzen kleinen Insel gegen die brennenden Sonnenstrahlen. An dieser Stelle beschloßen sie, ihr Mittagsmahl zu halten. Die Gondelführer, welche ebenfalls an das Land gestiegen waren, kamen herbei, um Feuer anzuzünden, und Fische dabei zu kochen, und die ganze Gesellschaft brachte hier ein Paar Stunden in Unterhaltung zu. Als sie daran dachten, sich wieder einzuschiffen, hatte der Kahn, der am Felsen schlecht versichert worden war, sich vom Gestade entfernt, und sie sahen ihn zwei Meilen weit vom Lande in der Gewalt der Wogen. Der Felsen Grossa minore ist 25 italienische Meilen von Sabioncello entfernt, und keines der benachbarten kleinen Eilande war bewohnt.

Lord Byron lachte, als er die blassen Gesichter seiner bestürzten Gefährten sah; aber in der That gab es nichts dabei zu lachen, da es sich nur sehr selten ereignet, daß Schiffe oder Barken diesem Orte sich nähern. Sie hatten Flinten und Schießbedarf, Werkzeuge zum Fischen, und einige Lebensmittel bei sich; in der Barke waren jedoch Vorräthe für eine Woche, und diese waren mit der Barke verloren. Sie pflanzten auf einer Stange einen weißen Shawl der Gräfinn als Nothzeichen auf, und indem sie Mäntel über einige Sträucher spannten, bildeten sie eine Gattung Zelt; denn es blieb ihnen keine andere Wahl, als zu warten, und entweder vor Hunger und Frost zu Grunde zu gehen, oder von irgend einem Fahrzeuge gerettet zu werden, welches im Vorübersegeln ihr Nothzeichen sehen, oder die Flintenschüsse hören möchte, die sie von Zeit zu Zeit abbrannten. Zum Glück war schönes Wetter, und da das Zelt von der Gräfinn besetzt war, so schliefen die Andern, eng um sie herum gelagert, gleich den arabischen Beduinen in ihren Lagern. So lange Brantwein und Wein dauerten, erhielt sich ihr Muth; als jedoch zwei Nächte auf diese Weise vergangen waren, geriethen sie alle in einen Zustand von Angstlichkeit, und sie fingen an daran zu denken, ein Holzstoß zu machen. Aber auf der ganzen Insel fand sich kein Stamm über Daumendicke. Von einem Eilande zum andern schwimmen, war etwas Unmögliches, und auch Lord Byron fing schon an, sich unruhig und

ängstlich zu zeigen. Da gab endlich ein Venetianer, dem man den Spiznamen, der Cyclope, gegeben hatte, weil er einäugig war, ein Hilfsmittel an die Hand, und ging auch, zugleich von der ihm angebotenen Wohnung, und der Vorstellung seiner eigenen Gefahr angeeifert, daran, es in's Werk zu setzen. Sabioncello ist schlecht mit Wasser versorgt; man hatte daher auch ein Faß an's Land gebracht, um es an obiger Quelle zu füllen. Sie arbeiteten so lange mit ihren Messern, bis sie es dahin brachten, das Faß in der Mitte zu durchschneiden, und daraus eine Art von Fahrzeug oder Zuber zu machen. In dieses Gefäß setzte sich der Cyclope; als Ruder hatte er ein Paar Stöcke, und zur unaussprechlichen Freude der ganzen Schaar hielt er sich damit sehr gut auf der Oberfläche des Wassers. Ein wenig Branntwein bei sich, den man ihm mitgegeben hatte, um ihn zu ermutigen, wagte er in diesem neuen Fahrzeuge sich auf's hohe Meer, und innerhalb einer Stunde kam er mit beständigem Drehen zu einer gewissen Entfernung, wo er in einen sehr heftigen Seestrom gerieth, und der Gesellschaft aus den Augen verschwand. Da sie sahen, daß der Strom landwärts ging, fingen sie an, Hoffnung auf Hülfe schöpfen, und sie täuschten sich nicht. Am folgenden Morgen noch vor Tagesanbruch kam der Cyclope mitten unter ihrem Freudengeschrei in einer Barke mit sechs Rudern, und einem reichen Vorrathe an Obst und Wein zurück.

Er war in seinem halben Faße über die Insel Sabioncello hinaus, bis nicht mehr weit von Ragusa getrieben worden, nachdem er in seinem sonderbaren Fahrzeuge eine Reise von nahe an hundert italienischen Meilen gemacht hatte. Lord Byron belohnte den Cyclophen auf großmüthige Weise, und als sie nach Venedig zurück kamen, kaufte er ihm eine Gondel, welcher der Cyclope den Namen Conca (Muschel, Zuber) gab, zur Erinnerung an die denkwürdige Handlung, auf die er mit gutem Rechte stolz war.

Die farbigen Edelsteine.

In der Vorzeit schätzte man die farbigen Edelsteine viel höher, als jetzt, da sie den Diamanten weichen müssen; allein sie haben dennoch ihren Werth nicht ganz verloren, und ein schöner Rubin oder Smaragd von hübscher Größe, mit kleinen Brillanten oder Rossetten, von Diamant eingefast, gibt einen schönen Ring und wird noch immer geschätzt. Wir haben früher unsern Lesern *) einen kurzen Unterricht vom Diamant mitgetheilt, und wollen nun auch mittheilen, was zur Kenntniß der farbigen Edelsteine nothig ist, um nicht

damit hintergangen zu werden, weil der Fetzug bei diesen noch häufiger und leichter ist, als bei jenen. Man hat die Kunst erfunden, Glasflüsse von allen Farben und solcher Schönheit zu verfertigen, daß selbst ein Kennerauge damit getäuscht werden kann.

Über die Bestandtheile dieser edlen Steine sind die Mineralogen nicht ganz einig, aber doch glauben die meisten, Kieselerde sei ihr Hauptbestandtheil, und sie erhielten ihre Farben von Metallen. Sie rechnen sie daher zu den glasartigen Steinen.

Man theilt sie ein in ächte und unächte, und jene wieder in orientalische und occidentalische. Die ächten werden in der Erde gefunden, und die unächten aus Crystallglas gemacht, wie schon erwähnt wurde. Für alle, welche Edelsteine kaufen oder verkaufen wollen, ist es das erste Bedürfniß, zu wissen, wodurch sich die ächten von den unächten unterscheiden. Zwar gibt es so geübte Kenner, welche dieses aus dem höhern oder mindern Glanz zu beurtheilen wissen; allein für diese seltenen Kenner schreiben wir nicht, und über dieses ist ihre Kunst nicht ganz zuverlässig. Nur folgende Kennzeichen sind unfehlbar: die ächten greift keine Feile an, wohl aber die unächten, jedoch gibt es auch unter jenen einige, welche der scharfen Feile nicht ganz widerstehen, wovon in der Folge noch die Rede seyn wird; sie widerstehen dem Feuer, wenn es nicht das stärkste ist, die unächten aber schmelzen leichter, sie haben eine größere specifische Schwere; läßt man einen Tropfen Scheidewasser auf den unächten fallen, so verändert er seine Farbe, der ächte hingegen nicht. Diese Probe ist am leichtesten anzuwenden, und findet Statt, wenn der Stein schon gefast ist. Die orientalischen farbigen Edelsteine kommen eben so wie die orientalischen Diamanten und Perlen aus dem südlichen Theil von Asien; die occidentalischen hingegen findet man in Europa, vorzüglich in Sachsen und Böhmen und in Amerika. Sie sind weniger hart als die orientalischen, und haben daher keinen so hohen Glanz oder verlieren ihn durch unvorsichtige Behandlung leichter, denn beide kommen roh aus der Erde und erhalten ihre Schönheit erst durch das Schleifen. Indessen sind diese, wie jene, nicht von gleicher Härte, der härteste ist der Rubin, auf diesen folgt der Smaragd, dann der Saphir, dann der Topas und die übrigen, welche in der Härte nicht mehr merklich verschieden sind, der Beryll ausgenommen, welcher dem Smaragd fast gleich kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

C u r i o s a .

Zu Calcutta hat man vor einiger Zeit einen Dieb von ganz eigener Art gehängt: derselbe merkte sich die

*) Siehe Iluvr. Blatt Nr. 28. und 29.

Zeit, wenn die indischen Damen in unpfälzten Basins zu baden pflegten, und weil er ein guter Schwimmer war, so glitt er unter dem Wasser weg, ergriff eine Dame, zog sie, ohne daß die andern es wahrnahmen, unter das Wasser, ertränkte sie, und raubte ihr dann das Geschmeide, welches die indischen Damen selbst beim Baden nicht ablegen. Ihre Gefährtinnen glaubten dann, ein Crocodill habe sie geholt. Er trieb sein Wesen sieben Jahre lang, bis er endlich auf ein Frauenzimmer traf, welches ihm an körperlichen Kräften überlegen war, dem es gelang, sich von ihm loszumachen und welches die Obrigkeit auf die Spur des Frauendiebes brachte.

C h a r a d e.

(Dreißig.)

Will man sich mit meiner Ersten laben,
Muß man wohl zuvor mein Ganzes haben;
Die zwei Letzten müßet ihr erdrücken,
Dann wird meine Erste Euch erquicken.

Carl Freyherr von Keßlerstein.

Toiletten = Kalender für Damen 1830. Wien bei J. Grämmers seel. Wittve. Obchon durch 38 Jahre erscheint doch eigentlich diesmal zum erstenmal dieser Almanach als Original, unter der Firma des als Literat rühmlich bekannten Herrn Emil, wenigstens scheint dies aus der Einleitung hervorzugehen. Die poetischen und prosaischen Beiträge von Baron Ch. Emil, Pfeiffer, Schlechter, Straube, Schlegel und Andern sind recht anziehend, auch die Ausstattung, Kupfer, Einband, Modenbilder, Druck etc., reihen diese anspruchslose Gabe zu den besseren Erscheinungen der Almanachsliteratur an, und erworben dem Herausgeber und der Verlegerin gleiche Ansprüche auf Lobens- und Anerkennung. Auch ist der Preis so billig bemessen, daß in dieser Beziehung das Kalenderchen allen übrigen ähnlichen Spenden den Vorrang abgewinnt. — Da die meisten Mitarbeiter an dieser nützlichen Jahresgabe bereits durch ihre Beiträge im illyrischen Blatte den Bewohnern Laibachs bekannt und werth geworden sind, so mache ich mit Vergnügen das Publicum auf dieses Werkchen aufmerksam, und nähere die Ueberzeugung, daß durch das thätige Wirken des Herausgebers, dann der talentvollen Künstler Seiser und Laschke, welche die Kupfer- und Modenbilder besorgen, so wie der übrigen Mitarbeiter das Unternehmen von Jahr zu Jahr sich eines zunehmenden Beifalls werde zu erfreuen haben.

M u l l e r.

T h e a t e r b e r i c h t.

Mittwoch am 11. d. M. wurde im k. k. Theater die große heroische Oper: „Tancred“ von Rossini zur Aufführung gebracht.

Tancred's Part, der von dem ruhmgekrönten Compositour nach der italienischen Weise für den Musico gesetzt, und in Ermanglung eines solchen einer weiblichen Altstimme zugeeignet ist, war man bisher in Laibach — so wie in den meisten Orten — gewohnt, immer von einer Altfängerin vorzutragen zu hören. Dieser Umstand machte das Publicum auf die heutige Vorstellung, in welcher Tancred von dem Bass-Sänger Herrn Conti gegeben wurde, sehr gespannt; und es war deutlich zu sehen, daß sich daselbe mehr für die angenehmen Eindrücke der früheren Gewohnheit als für die neue Umsatzung aussprach. In der That bringt auch Tancred's einer Bassstimme zugewiesener Gesangpart weder in den Solo- noch in den Ensemble- Stellen jene herrliche Wirkung hervor, welche der von dem Dichtler wohl berechneten Altstimme eigen ist.

Herr Conti konnte daher den Erwartungen des Publicums nicht entsprechen, zumal, da seine Stimme schon an und für sich nicht stark ist, manchmal sogar über den Ton ging, und er überdies außer den von dem Meister bereits hinlänglich eingerichteten glänzenden Figuren höchst überflüssig noch Stellen colorirte, die nur in ihrer Einfachheit die zarten Saiten des Herzens berühren können.

Delle. Henkel d. j. war als Amnaide der rettende Engel dieser Oper. Obgleich auch sie im ersten Acte (vielleicht, um sich für die größeren Aufgaben des zweiten Actes zu schonen) hinsichtlich der Festhaltung des Tones in den höheren Lagen sich manchen Vorwurf zu Schulden kommen ließ: so machte doch ihr schöner Gesang im zweiten Acte, besonders in der Arie mit der obligaten Violine, und in jener mit dem Horn Solo die früheren Müssen wieder vergessen, und sie verdiente mit Recht den ihr reichlich gespendeten Beifall und das Hervorrufen am Schlusse der Oper, welches heute bloß ihr allein galt.

Ohne Herrn Scutta, der den Arrie gab, in Beziehung auf seine sonstigen etwaigen musikalischen Verdienste zu nahe zu treten, müssen wir mit Rückblick auf unsere leztbändige Auserkung gesehen, daß er für einen ersten Tenoristen durchaus zu schwach sei, und wir können uns nur mit der Hoffnung trösten, die Stelle des dem Versprechen der Direction gemäß recht bald durch ein geeignetes Individuum besetzt zu sehen.

Herr Simon, als Orban, leistete bei dem Umfande, als Musik nicht sein Fach ist, Unglaubliches. Seine äußerst starke Bassstimme — nach den Grundfäden der Theorie gebildet und den reinen Formen einer guten Schule gehörig angepaßt — müßte Furor machen. Er wurde verdient applaudirt.

Die Chöre waren auch in dieser Oper unter der besondern Mitwirkung und Aufmerksamkeit der beiden Herren Glogg wie gewöhnlich brav; und eben so that das Orchester unter der Leitung unseres tüchtigen Kapellmeisters im Ganzen seine Schuldigkeit, nur hätten wir bei manchen Blasinstrumenten mehr Richtigkeit und Festigkeit im Tone, und mehr Zartheit im Vortrage besonders bei Solo- und solchen Stellen gewünscht, wo Gesang und Harmonie im geistigen Vereine oder in der Gegenbewegung concertirend fortschreiten.

Die übrige Ausstattung der Oper war lobenswerth, das Haus sehr gefüllt.

T h e a t e r.

Heute: „Der junge Chemann.“ Lustspiel in drei Acten, zum ersten Male; dann folgen Gesangsstücke.

Morgen: „Der Barometermacher auf der Zauberinsel.“ Zauberposse mit Gesang, Evolutionen, Maschinen und Flugwerken, in zwei Aufzügen, von Ferdinand Raimund. Musik von Wenzel Müller. (Zum ersten Mal.)